

Gesualdo Bufalino

Der Ingenieur  
von Babel

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1107 der Bibliothek Suhrkamp

»In den 22 Arbeiten des Bandes *Der Ingenieur von Babel*, Maja Pflug hat sie vorzüglich übersetzt, spiegelt sich die Welt-sicht eines Skeptikers, der mit Ideologien nichts im Sinn hat. Bufalino verschweigt seine Vorbehalte gegenüber menschlichen Verhaltensweisen nicht. Dabei spürt er fast zärtlich und behutsam der trägen Natur des Menschen nach, seiner Einsamkeit, seiner Leidenschaft, seiner Gebrochenheit. Bufalino klagt nicht an; er schildert mit dichter, empfindsamer Prosa Momente des Lebens; sie weiten sich zu einem kleinen Welttheater aus.«

Heinz Albers, *Hamburger Abendblatt*

Gesualdo Bufalino  
Der Ingenieur von Babel

Erzählungen  
Aus dem Italienischen  
von Maja Pflug

Suhrkamp Verlag

Die italienische Originalausgabe erschien 1986 unter dem Titel  
*L'uomo invaso* bei Gruppo Editoriale Fabbri, Bompiani, Mailand

Erste Auflage dieser Ausgabe 2023

© der deutschsprachigen Ausgabe 1989, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

© Gesualdo Bufalino Estate. Published by arrangement with  
The Italian Literary Agency 2022

© Gruppo Editoriale Fabbri, Bompiani, Sonzogno,  
Etas S.p.A., Milano 1986

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von Willy Fleckhaus

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24360-2

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Der Ingenieur von Babel



## Die Heimsuchung

Seit einiger Zeit argwöhnte ich es, wenn mir auch der Mut fehlte, mit jemandem darüber zu sprechen. Doch nun erkenne ich mit überwältigender Deutlichkeit: Ich, Vincenzo La Grua, bin kein Mensch mehr, sondern ein Engel, wahrscheinlich ein Seraph.

Wie es soweit gekommen ist, davon habe ich nicht die leiseste Ahnung. Jedenfalls sind die Beweise für meine veränderte Natur so offensichtlich, daß sie einen Blinden überzeugen würden. Und doch weiß Gott allein, wie sehr ich das mittelmäßige Fleisch lieb gewonnen hatte (schwitzende Hände, keuchender Atem . . .), das bisher meine Tage beschützte. Das Menschsein mit all seinen Dornen, seinen Steppen gelber Langeweile hat alles in allem das Gute, daß es einem jeden eine friedliche Identität garantiert, und zwar mit Unterschrift des Bürgermeisters; und während es uns auf Lebenszeit zum Herrn über den Kubikmeter oder etwas mehr ernennt; den wir auf der Erde einnehmen, beraubt es uns dennoch nicht des Trostes, uns Millionen und Abermillionen von fernen Geschöpfen gleich zu fühlen . . .

Ich wache morgens auf, und mit dem Aufwachen verbrüdere ich mich mit all den anderen, die auf der Welt die Augen aufschlagen, die wie ich Inhaber eines Geruchs, eines Gesichts, eines Gedächtnisses sind. Gleichzeitig jedoch gibt es, wenn ich ans Fenster trete und »Vincenzo, Vincenzo La Grua« rufe, dort unten keinen, der den Kopf hebt und sich in meiner Stimme erkennt, die Silben meines Namens, den ich rufe, gehören nur mir, diesem demütigen, einsamen, ausschließlichen, unwiederholbaren Gott.

Nun, ab sofort werde ich auf eine so vollkommene Gewißheit verzichten müssen; ein Fremder hat mich heimgesucht und besetzt, wer weiß, wer ab jetzt »ich« ist.

Beginnen wir beim Anfang. Erste Symptome hatte ich im Bad, vor sechs Monaten. Sehr weiß und zähneklappernd stand ich unter der Dusche. Nachdem das heiße Wasser, ich weiß nicht wie, versiegt war, hatten tausend kalte Spritzer mich hinterrücks überfallen. Ich fummelte also mit ungeschickten Fingern an den Griffen des Wasserhahns herum, wobei ich gefährlich auf dem Rand des Badvorlegers balancierte. Und plötzlich spürte ich ihn nicht mehr unter den Fußsohlen, eine Leichtigkeit leerte mir die Knochen, anmutig schwebte ich der Decke zu. Die erste Regung war schamhafte Furcht: nackt und weiß, wie ich war, hätte der Auftrieb mich dahin geführt, auf der Höhe der Fensterluke, die Licht in den Raum ließ, das spärliche schwarze Büschel Schamhaar zur Schau zu stellen, mit der Gefahr, daß die Frau des Rechtsanwalts vom Balkon gegenüber empört um die Augen ihrer Töchterchen bangen würde.

Es war ein Glück, daß die Sache nicht länger als ein bis zwei Augenblicke dauerte. Ich fand mich recht niedergeschlagen auf dem Boden sitzend wieder, erst einmal unfähig zu begreifen, ob ich hochheilig und wahrhaftig im Fluge geschwebt oder nur einem kleinbürgerlichen Unfall erlegen war, wie ihn jede rutschige Sonntagswaschung in sich birgt . . .

Ein paar Wochen später fing es mit den Blutungen an. Zuerst ganz heimtückisch, in Form kleiner rosa Tröpfchen, deren Spuren ich, wenn ich das Unterhemd wechselte, an der Ärmelnaht fand. Aber einmal um Mitternacht, als ich in der Straßenbahn von einer Opernpremiere heimfuhr (ich mache zum Zeitvertreib den Claqueur, in unserer Familie sind wir immer alle entweder Zuschauer oder Musiker oder Sänger gewesen), spürte ich hinter den Schulterblättern, rechts und links, eine seltsame Lauheit und Feuchtigkeit, so als hätten sich in meinem Rücken zwei Adern mit lauwärmer Limonade geöffnet. Ich stieg an der

nächsten Haltestelle aus, knöpfte mir unter einer Laterne das Hemd auf, suchte mit den Händen die zweifache Quelle zu erreichen und zog sie rot wieder zurück, es waren die Hände eines Schlachterlehrlings. Zu Hause konnte ich, den Hals vor dem Spiegel verrenkend, an den schmerzenden Stellen zwei frische Geschwüre erkennen, an denen das Blut zu glühenden, fahlen Grinden geronnen war, fast wie die brandigen Wunden einer Amputation. Scherzhaft durchzuckte mich der Gedanke, daß mir früher einmal, als ich noch in der Wiege lag, die Flügel abgeschnitten worden wären und daß die Stümpfe nun wieder ausschlagen wollten, wie bei Kleinkindern die Milchzähne nachwachsen. Vielleicht kündigten diese aufgebrochenen Wunden eine Art Geburt an, würde bald aus den Haaren, die sie bedeckten, dichtes Vogelfieder hervorsprießen . . .

Etwas vernünftiger hielt ich Amalia, während ich mich auszog, bevor ich zwischen die Laken kroch, ihre bissigen Liebesbezeugungen vom Vorabend vor, zeigte ihr hinter den Achseln die Indizien. Sie protestierte, schalt mich, und ich mußte zustimmen, daß es sich nicht um boshaft beigebrachte Wundmale der Liebe handelte, sondern um anderes. Von da an vervielfachten sich die Anspielungen rund um mich, irgend jemand wollte mir, so scheint es, etwas zu verstehen geben. Der Dolchgriff zum Beispiel, den ich im Thesiskoffer auf dem Speicher fand, wo Onkel Ettore ihn 1949 nach seinem glücklosen Auftritt in der Rolle des Manrico in Parma verstaubt hatte, konnte sehr wohl nur das abgegangene Teil eines vom Requisiteur stammenden Schwertes sein, aber wie reich verziert und seltsam er doch war, mit welch phosphoreszierendem Glanz er das Dunkel durchflutete, kurz, er wirkte zwischen den Lumpen, die ihn umhüllten, wie ein rubinbesetzter Waffenschmuck oder ein barbarisches Diadem. Eines Tages schließlich fand ich die Bibel von Doré, in der ich meines Wissens jahrelang nicht mehr geblättert hatte, aufgeschlagen auf dem Nacht-

tisch vor, und zwar auf der Seite, wo von Tobias und seinem geheimnisvollen Reisebegleiter die Rede ist.

Ich begann mir Sorgen zu machen. In meinen Körper hatte sich ein Ungleichgewicht eingeschlichen, dessen Schwankungen ich nicht auszugleichen vermochte. Eines Morgens fielen mir die Haare büschelweise aus, wie von einer kategorischen Sichel niedergemäht; am nächsten wuchsen sie mir wieder nach, aber sanft, fein und geschmeidig, von einem Blond, das nicht das meine war. »Engelshaar« nannte Amalia sie, nach einer sizilianischen Spaghettisorte, und liebte sie indessen. Solche Schmeicheleien fruchteten nichts mehr. Denn den Frauen gegenüber hatte mich eine Trägheit erfaßt, die kaum zu glauben war. Während ich dagegen mich immer mehr zur Zielscheibe der Lüsternheit meiner Mitmenschen werden fühlte: Damen und Fräulein zwinkerten mir zu und flüsterten, mich streifend, »He, Blonder!«; aber auch haarige Herren belästigten mich in den Aufzügen oder in den Bahnhofsklos. Einer war sehr hartnäckig, kniete sich hin, küßte mir die Hände, flehte mich an. Ich mußte ihn zum Aufstehen zwingen und ihm zum Trost die Wange tätscheln.

Einen gewissen Lustgewinn zog ich aus diesen und anderen ungewöhnlichen Anzeichen. Nicht ohne gelegentlichen Schauer jedoch, wie einmal, als ich vor dem Waschbecken auf dem Boden einen Haufen weißer Federn entdeckte und daneben, an die Wand gelehnt, ein Beil.

Nun, ich werde nicht müde, über die Dinge nachzudenken; und ich lasse mich auch nicht von ersten Eindrücken irremachen. Ich bin, das werdet ihr begriffen haben, ein Typ mit häuslichen, zurückhaltenden Gewohnheiten und geringer Neigung zu metaphysischen Höhenflügen. Aber wenn es mir passiert, eine Woche lang bei Tagesanbruch

von einer riesigen schwarzen Eisfläche zu träumen, aus der plötzlich ein glühender Blitz hervorschießt; wenn ich im Schlaf ein majestätisches Flügelschlagen höre, das zu beiden Seiten der Matratze anschwillt gleich dem Rauschen eines großen Waldes; wenn es mir vorkommt, als erhöbe ich mich mit ihm immer höher, bis ich mich von einer schwindelerregenden Schwelle herunterbeuge, vom Auge Gottes umschlossen wie ein Tropfen im Herzen einer unsterblichen Sündflut; wenn ich, prosaischer, während ich auf die Terrasse hinaufgehe, um mich zu sonnen, da nun der Juni vor der Tür steht, bemerke, daß ich mit nackten Füßen auf den Fliesen Abdrücke hinterlasse, die rauchen und brutzeln, als würde ich löffelweise geschmolzenes Blei ausschwitzen . . . sagt mir, was soll ich davon halten, was soll ich sagen?

Ich habe mich vorsichtig umgehört, bin in die Bibliothek gegangen, um mich genau zu informieren. Pseudo-Dionysius schreibt (die Fotokopie liegt vor mir): »Die Heilige Schrift schildert nicht nur Feuerräder, sondern auch Feuer-tiere und gleichsam strahlende Menschen, und die himmlischen Stoffe selbst umgibt sie mit Haufen glühender Kohlen und Flüssen, die mit unwiderstehlicher Wucht Flammen aussenden, und sie zeigt, daß die erhabenen Seraphim selbst, ihrem Namen gemäß, flammende Wesen sind . . .«

Was sollen wir nun davon halten? Wenn ich Amalia einen Finger auf den Arm lege, verbrenne ich ihn, wenn ich ein Thermometer in den Mund stecke, schmilzt es . . .

Amalia ist ungläubig, stutzt alles aufs rechte Maß zu-recht. Sie sagt zu mir: »Du neigst zur Übertreibung, siehst überall Wunder. Du bist auch ein bißchen verbohrnt, sagen wir die Wahrheit. Und um einen Ausrutscher in der Toilette, um zwei Pickel, um ein paar Federn von einer gerupften Gans, die dir zufällig in der Küche unter die Füße gekom-

men sind, machst du ein Getue, daß man es nicht mehr aushält. Geh doch lieber mal zum Arzt... Wirst schon sehen, ob die Flammen, die du in deinem Körper glühen fühlst, nicht nur Hitzewellen sind, die von deiner chronischen Hypertonie kommen...«

Ich werde wütend, schlage mit einer Zeitung nach ihr, beklage mich über ihre Gefühllosigkeit. Sie bleibt ungeührt: »Wenn du wirklich ein Engel bist, sag mir die Zahlen für einen Doppeltreffer im Lotto«, fordert sie mich heraus. Daraufhin ergebe ich mich. Außer daß ich mich ab und zu mit einem Scherz räche, indem ich ihr einmal mit ihrem Lippenstift einen bissigen Befehl auf ihren Spiegel schreibe, ihr ein andermal nachts mit Trompete und schneeweißem langem Hemd verkleidet am Kopfende des Bettes erscheine, um ihr ein grauenerregendes »Dies irae« ins Ohr zu posaunen.

Kindische Streiche. Mit denen ich versuche, die schlimmsten Gedanken und Zweifel fernzuhalten. Ich bin ein Engel, nun gut, daran ist nicht zu rütteln. Aber ein Engel, der geboren wird oder der wiedergeboren wird? Erleide ich eine Metamorphose, oder sucht mich ein Eindringling heim? Ist es ein unbekannter Gast, der da meine Glieder bewohnt, oder erwacht in ihnen eine uralte und vergessene Taufe zu neuem Leben?

Wenn ich, schlaflos neben der schnarchenden Amalia, diese Probleme wälze oder sie am Mittagstisch zwischen einem Gericht und dem nächsten laut denke, wofür wir uns beide schämen, dann überkommt mich eine Beklemmung oben in der Brust und ich muß sofort versuchen, mich mit einer Zigarette oder einem Likör abzulenken. Die Störung, an der ich leide, ist nunmehr so offensichtlich, daß die Frau, wenn auch unoffen und widerwillig, beginnt, sich keine Illusionen mehr zu machen, die Vorstellung, daß ich besessen bin, schlägt sich ihr nicht mehr auf den Magen, allenfalls bildet sie sich noch etwas darauf ein. Ob-

wohl sie, seit sie im Fernsehen den *Exorzisten* wiedergesehen hat, zu der Annahme neigt, es handle sich um eine Besessenheit gewichtigerer Art. So sehr, daß ich sie zwei- oder dreimal dabei überrascht habe, wie sie, mit der Ausrede, sie wolle mir die Fußnägel schneiden, meine Füße sehr genau von nahem betrachtete: weil sie eine Spaltung wie bei einem Ziegenbock argwöhnte, nehme ich an. Genauso ist es, wenn sie manchmal in der Luft schnuppert und mich fragt, ob ich gerade ein Streichholz angezündet habe, klar, daß sie einen Schwefelgeruch im Zimmer riecht oder zu riechen vorgibt. Auch gefällt es mir nicht, daß sie zweimal hintereinander den Pfarrer zum Abendessen eingeladen hat . . .

Ich dagegen glaube weiterhin, daß die Sache, die in mich hineingeschlüpft ist, gutartig ist. Auch wenn ich mich frage, warum ausgerechnet mir das passieren muß. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mann, ich verdiene keine Auszeichnung durch solche Besuche, mein Körper ist eine armselige Behausung, meine Sinne und mein Geist geben nur wenig Licht . . . Ich verstehe es nicht. Außer es handelt sich bei dem Eindringling um einen Geist, der auf die Gebräuche der Welt neugierig ist und in einer beliebigen Werkstatt Erfahrung sammeln will, so wie man die Erbprinzen zur Entwöhnung auf eine alte Korvette oder in die Garnisonsregimenter schickt. Oder es handelt sich um einen Spitzbuben von Engel, der aus der Gemeinschaft davongelaufen ist, so wie manche Kinder hier auf Erden, die ohne Fahrkarte den ersten Zug nehmen, der vorbeikommt, und einen Monat später an der Hand eines feierlichen Carabinieri zurückgebracht werden.

Natürlich fühle ich mich angegriffen, besetzt, gezwungen, einer aggressiven Macht ein paar magere Reste meiner selbst abzurufen . . . Und wenn doch Amalia recht hätte, verfluchtes Weib! Wenn doch ein häßlicher kleiner Satan auf der Durchreise in mir wohnte, der so eitel und

grausam ist, daß er es sich zum Zeitvertreib wählt, im Schicksal eines armen Kerls herumzupfuschen! . . .

Eines schließlich steht unabweislich fest: ich leide.

Der letzte, entscheidende Zwischenfall geschah vorgestern.

Ich war darauf gefaßt, aber nicht so bald. In letzter Zeit hatte sich eine bedrohliche Neuerung in meinen Sprachgebrauch eingeschlichen. Ich, der ich gewöhnlich anständige, höfliche, von sanften Gesten begleitete Worte spreche, nun, ich habe mich, zuerst in langen Abständen, dann häufiger, dann jede Stunde oder jede halbe Stunde von einer Art koprologischem Tic hinreißen lassen, wie nichts entschlüpfte mir eine Unflätigkeit oder, noch schlimmer, ein schweinischer Ausdruck. Wenn ich mich also in Gesellschaft befand, trat ich, genauso wie einer, der sich von ungehörigen Blähungen bedrängt fühlt, mit einer Entschuldigung beiseite, lief aufs Klo, um sie herauszuspucken, die Unanständigkeit, in ein buntes Taschentuch, das ich mir an die Lippen preßte. Dies hat meinen Umgang mit der Welt schwierig und rar gemacht, hat mich zur Einsamkeit bewogen. Dennoch, wenn ich mich an einem Ort vor mir sicher glaubte, dann im Theater. Wo ich mir, da ich freien Zutritt hatte, einen Stehplatz hinter einem Vorhang gewählt hatte, um jeder Gefahr zuvorzukommen, denn ich nahm an, daß ich den Anfall, wenn wirklich einer kommen sollte, auf jeden Fall hätte verheimlichen oder in Grenzen halten können.

Diesmal war es nicht so. Ich hatte mich hereingeschlichen, sie probten eines dieser kaum bekannten Säckelchen, die mir so gut gefallen, das Oratorium, das Carissimi dem Leiden Hiobs gewidmet hat. Zwei Gründe hatten mich angespornt, hinzugehen: ich wollte, aus Zärtlichkeit und Melancholie, die Tessiner Altistin Gertrude wiedersehen, in die ich in meiner Jugend rasend verliebt war (ist euch je

aufgefallen, was diese Altistinnen für rauhe, düstere, unvergeßliche Messalinen sind?); und außerdem wollte ich, da in dem Stück ja ein singender Engel vorkommt, aufpassen, ob er, von Kollege zu Kollege, eine Botschaft der Oberen für mich mitgebracht hätte. Latein verstehe ich genug, weiß auch ausreichend Bescheid über Achtel- und Zwei- und dreißigstelnoten. Ich genoß also frohgemut Text und Musik, sogar, ich gestehe es, mit verstohlenen Tränen zwischen den Wimpern. Doch als ich, nach dem »Audi, Job«, die Melodie in süßer Sanftmut zum dritten oder vierten Mal ihr ergebenes, unerschütterliches »Sit nomen Domini benedictum« erwidern hörte, ergriff mich, ich weiß nicht wie, ein Wut- und Lachkrampf, der sich in einem unglaublichen Fluch Luft machte, Stimmen und Instrumente übertönte und sie mit einem Schlag zum Schweigen brachte.

Mit Fußtritten wurde ich hinausgeworfen, es war das mindeste, was ich verdiente. Dann mußten die vom Neurodelirium gerufen werden.

Hier geht es mir jetzt gut, Amalia bringt mir die Zeitungen, die Wäsche zum Wechseln, zusätzliches Essen. Nicht, daß die Verpflegung hier schlecht wäre, aber ich habe ganz bestimmte Vorlieben und keine Absicht, sie zu verändern. Was das übrige betrifft: gute Luft, Pflegerinnen mittleren Alters, aber recht anmutig, milde Beruhigungsmittel, die man in Wasser auflöst, ein Blumenväschen auf dem Fensterbrett . . .

Ich blühe wieder auf. Ich spreche die Schimpfworte nicht mehr aus, ich denke sie nur. An die Präsenz, die ich in mir habe, richte ich hartnäckig das Wort, aber mit sehr gepflegten Ausdrücken. Ich habe mir eine bestimmte Vorstellung darüber zurechtgelegt: es muß sich um ein abgetriebenes Kind handeln, das sich behilft, wie es kann, um nicht zu sterben, und deshalb meine menschlichen Säfte

trinkt, meine Erinnerungen usurpiert: um nicht zu sterben. Ich werde mich daran gewöhnen müssen, mit ihm zusammenzuleben. Als Feind und als Freund. Indem ich es bremse oder aufhetze, je nachdem. Indem ich es zähme. Ich werde mit ihm wachsen, es wird ich sein, ich werde es sein, wir werden Laster und Tugenden miteinander austauschen. Schon sehe ich mich mit seiner Hand Gelähmte und Blinde durch das Verkehrsgewühl geleiten; sehe mich mit einer Lilie in der Hand gesegnete Mutterschaften von Tür zu Tür verkünden; mit dem Finger auf den Lippen vor den Zimmern der Sterbenden wachen; eines Tages im Morgengrauen mit flammendem Schwert den Drachen besiegen.

## Eurydikes Rückkehr

Sie war müde. Da es zu warten galt, setzte sie sich auf einen Buckel des Dammes, von wo aus man den Pfahl sehen konnte, an dem der Bootsmann das Seil festmachen würde. Die Luft hatte die übliche schwefelgelbe Farbe, wie Dämpfe, die aus Mergel- oder Pozzuolanerde aufsteigen, doch an den Ufern ergraute sie in lockeren, schmutzigen Baumwollflocken. Man sah wenig, es war kalt, selbst der Fluß schien nicht zu fließen, sondern sich mit der Trägheit einer Schlange um sich selbst zu winden, wie zähflüssiges Pech. Ein unerwarteter Flügelschlag, ein schwarzer Blitz erhob sich über die Wasseroberfläche und verschwand. Das Wasser schloß sich augenblicklich wieder darüber, schluckte ihn wie ein Schlund. Wer weiß, wie der Vogel hier herunter gekommen war, er mußte sich unterirdisch an die Fersen und die Musik des Dichters geheftet haben.

»Der Dichter« . . . So nannte sie ihren Mann, wollte sie ihn ärgern, aber durchaus zärtlich beim traulichen Beisammensein, wenn sie an seiner Seite erwachte und ihn damit beschäftigt sah, mit großen Handbewegungen eine neue Melodie ins Leere zu schreiben. »Was tust du, komponieren?« Es fiel ihm nicht im Traum ein, ihr zu antworten, wie er sich aufspielte! Aber wie beruhigend und lieb es ihr war, daß er sich aufspielte, daß er sich die Haare lang auf den Kragen wachsen ließ und dauernd mit dem Schilfrohr hindurchfuhr, das er zum Schreiben benutzte; und daß er nicht einmal ein Ei kochen konnte . . . Denn andererseits genügte es, daß er an zwei Saiten zupfte und halblaut sein letztes Erfolgslied anstimmte, um alle so friedlich, so un-leugbar glücklich zu machen . . .

»Dichter« . . . Mit größerem Recht, diesmal. Diesmal ließ sie das Wort gedehnt, mit einem Tropfen Groll, durch die Lippen gleiten. Leichtsinniger Dichter, anbetungswür-

diger Nichtsnutz . . . Sich einfach umzudrehen, nach so vielen Ermahnungen, fünfzig Meter vor dem Licht . . . Sie blickte auf ihre Füße, sie taten ihr weh. Falls je das bißchen Luft weh tun kann, aus dem die Schatten bestehen.

Es war nicht Enttäuschung, was sie empfand, sondern nur ein ruhiges, resigniertes Bedauern. Im Grunde hatte sie nie ernsthaft geglaubt, daß sie hier wieder herauskommen könnte. Schon der Eingang – eine Sackgasse, die nur in einer Richtung befahrbar war, ein Brunnenschacht mit Eisenwänden – war ihr endgültig erschienen. So war der Tod, nicht mehr und nicht weniger, und als sie hineinstürzte, im gleichen Augenblick, in dem sie vor Grauen erstarrete unter dem Biß des Skorpions, hatte sie gewußt, daß es für immer war, und daß sie gerade neu geboren wurde, aber der Finsternis und für immer. Da hatte sie sich an die unsicheren Haken der Erinnerung geklammert, hatte sich an ihrem Namen festgehalten, der am äußersten Ende ihres Geistes an einem Faden hing, und sagte ihn sich immer wieder vor, Eurydike, Eurydike, in dem reißenden Strudel, während sie immer weiter hinunter fiel, Eurydike, Eurydike, wie einen weiteren Hilfsobolus, zusätzlich zu der winzigen Münze, die seine Hand beim Begräbnis in ihrem Mund verborgen hatte.

*Du bist tot, mein Leben, und ich atme noch?  
Du bist von mir gegangen,  
um nie mehr zurückzukehren, und ich bleibe?*

So hatte er mit der Leier in der Hand tiriliert, und sie hatte sich vom Gesang dieser einen Stimme ganz durcheinander gefühlt. Danke, hätte sie ihm zurufen mögen, ihn noch einmal liebevoll rundum betrachten, aber sie war ja nunmehr bloß eine kleine Statue aus kaltem Marmor, mit einem abgestochenen Lamm zu Füßen, auf einen Scheiterhaufen aus sprödem Reisig gebettet. Und kein Befehl, den

sie an ihre Lider, an ihre blauen Lippen auszusenden sich bemühte, konnte etwas ausrichten und diese einen Augenblick lang öffnen.

Was sollte sie zu dem neuen Leben sagen? Und zu den neuen Gliedern, in die man sie gesteckt hatte? Zart, wellengleich, nachgiebig wie Schleier waren sie . . .

Es könnte bessergehen, es könnte auch schlechtergehen. Die Würfelspiele, die Kartenspiele zu zweit, der Frauenschwatz mit Persephone am Webstuhl; die wechselseitigen vertraulichen Geständnisse, während sie Arm in Arm auf den Alleen des Reiches wandelten, indes Hades schlief, einen Helm aus Ziegelhaut über den Kopf gezogen . . . Alles hatte, zumindest die Hälfte des Jahres, dazu gedient, die Langeweile des Kasernenlebens zu lindern. Aber morgen, aber später?

Sie betrachtete das Wasser. Es kam Welle auf Welle heran (und sie sahen aus wie Fischschuppen), um sich am Ufer zu brechen. Dunkles, fauliges Wasser, uraltes, stehendes Wasser, von fernen Rudern durchfurcht. Sie spitzte die Ohren: weit weg hörte man das dumpfe Geräusch der Ruderblätter, die in langsamen Abständen ins Wasser eintauchten, er mußte es satt haben, der Fährmann, das viele Hin und Her . . .

Tausend und abertausend Seelen waren inzwischen zusammengekommen und warteten. Auch wenn sie sich angestellt hätte, wären Stunden vergangen, bevor sie an der Reihe gewesen wäre. »Hat jemand, der zurückkommt, keinen Vortritt?« fragte sie sich lächelnd, obgleich sie nun, da es soweit war, keine Eile hatte heimzukommen. Tausende und Abertausende waren sie, die Seelen, und sie warteten vor Kälte zitternd und schnatternd, mit einer Art ausgehungertem Ungeduld. Das Feuer, das zwischen ihnen loderte, wie sie das bloß anbekommen und geschürt hatten, mit welchen Feuersteinen und Pinienzapfen. Und sie wärmten sich darum, Flußluft schadet den nackten Leibern.